Spuren einer verschwundenen Lebensform

In Fotos und Geschichten hat Gundula Schulze Eldowy das Ostberlin der Jahre 1977 bis 1990 festgehalten

Joachim Güntner · Die Zeit auf diesen Fotos liegt so furchtbar lange noch gar nicht zurück, doch es sind bereits Bilder aus einer anderen Welt. Das Milieu, das sie zeigen, ist untergegangen. Wie man damals aus den Augen schaute, posierte, sich kleidete, miteinander Umgang pflegte – die Menschen wirken anders als heute. Die Komfortverwöhnung hatte noch nicht eingesetzt. Überall Spuren vom Daseinskampf: in den Mienen, in der Haltung, auf der Haut. Gundula Schulze Eldowy, die in den siebziger Jahren als junge Frau aus Erfurt kam und sich von der im Ostteil liegenden historischen Mitte Berlins magisch angezogen fühlte, hat die Narben der Stadt und ihrer Bewohner mit der Kamera festgehalten. Es waren die von Fortuna Vernachlässigten, denen ihre herumstreunende Aufmerksamkeit galt.

Dichte Atmosphären

Man vergisst manchmal, wie lange der Zweite Weltkrieg im Gesicht der deutschen Städte noch zu sehen war. Für den sozialistischen Osten, der kein Wirtschaftswunder kannte, galt das besonders. Die Verwüstungen hatten es der jungen Gundula angetan. Sie sondierte sie wie eine Archäologin und hatte das Glück, eine Lebensform kurz vor deren Verschwinden zu fixieren. Die Fotografin liess sich ein auf das, was sie sah. Das Wohnen in beschränkten Verhältnissen, von denen ihre Bilder und Geschichten erzählen, praktizierte sie selber. Auf engem Raum zu leben, ohne fliessendes warmes Wasser, mit dem Klo auf halber Treppe und einer Kohlebrikett-Zuteilung zum Heizen, war ihr vertraut. In den verfallenden Hinterhöfen von Ostberlins Scheunenviertel übten Bohémiens und Alteingesessene die Koexistenz.

Schulze Eldowys Frühwerk der Jahre 1977 bis 1990 hat der Lehmstedt-Verlag jetzt in solider Aufmachung unter dem Titel «Berlin in einer Hundenacht» herausgebracht. Die schwarz-weissen Fotografien sprechen von Versehrtheit, Mühsal, Kummer, Einfachheit, trotziger Vitalität, gelegentlich auch den Freuden eines in Küsse und Bier flüchtenden Daseins. Sie zeigen das Spiessige am Arbeiter-und-Bonzen-Staat, das Rückständige seiner Produktionsverhältnisse, die Melancholie der Stadt- und Naturlandschaften, die teilweise ungefilterte Direktheit des sozialen Miteinanders und das ruhige Tröpfeln der Zeit in einem Land ohne Dynamik. Es ist eher Kunst- als Reportagefotografie, worauf Schulze Eldowy zielt, freilich eine Kunstfotografie mit Hang zum Verismus. Auch zum Voyeurismus? Das wäre ein zu scharfes Wort für die Neugier der Mittzwanzigerin. Ihre Fotos reissen das Intime auf und gewähren den Fotografierten selbst in den Aktfotos eine ruhige Selbstverständlichkeit. Die DDR, man hat es oft gesagt, kam ohne Pornografie aus, auch war das öffentliche Bewusstsein nicht mit den Idealen der westlichen Schönheitsindustrie imprägniert. Den Nackten sieht man das an.

Im letzten Kapitel des Fotobands kann der Betrachter den Leidensweg einer alten, einst schönen und vom Leben hart mitgenommenen Frau verfolgen. Ihr ist das Buch gewidmet. Man sieht sie im Mantel auf einer Parkbank, in ihrer desolaten Wohnung, dann eingeliefert im Heim, schliesslich im Spital, wo ihr die Beine amputiert werden. Der Kamera frontal zugewandt, sitzt sie nackt mit verbundenen Stümpfen auf dem Bett. «Gegen jede Art von Tragik bin ich damals immun gewesen», schreibt die Fotografin rückblickend. «Es war auch Schönheitssinn, der mich das Entsetzen lehrte.» Die Porträtierten, das spürt man, haben dem unsentimentalen Blick der kecken Gundula vertraut.

Stets unverblümt

Parallel zum grossformatigen Fotobuch hat Lehmstedt eine illustrierte Sammlung mit Berliner Geschichten von Schulze Eldowy herausgebracht. «Am fortgewehten Ort», so der Titel, lässt sich als Libretto zum «Hundenacht»-Bilderreigen lesen. Man begegnet dem kleinen quirligen Horst und seiner dicken faulen Ulla, macht Bekanntschaft mit der einsamen Frau Klie, die kostbare Stoffe gehortet hat und diese gern Gundula schenken möchte (sie stirbt aber vorher), und der Leser lernt, neben vielen anderen, den «Alten Schweden» kennen, einen gebildeten wortgewaltigen Schwadroneur mit Muskeln, Charme und Säuferleber. In ihren Texten zeigt die Fotografin erneut ihre Freude am Unverblümten und Burlesken; es sind mitreissende Skizzen darunter, wobei nur Schulze Eldowys tiefenpsychologische Welterklärungen, die als Exkurse immer wieder eingestreut sind, etwas nerven können. Im Ganzen zwei schöne Publikationen, die man am besten – aber keineswegs zwingend – im Doppelpack erwirbt.

Unsentimental die Melancholie – und auch die Vitalität. ABBILDUNGEN AUS DEM BESPROCHENEN BAND

Gundula Schulze Eldowy: Berlin in einer Hundenacht. Lehmstedt-Verlag, Leipzig 2011. 248 S., Fr. 39.90.
Dies.: Am fortgewehten Ort. Berliner Geschichten. Lehmstedt-Verlag, Leipzig 2011. 248 S., Fr. 36.90.

Das verwahrloste Paradies

«Sumobrüder» – Morten Ramsland beschwört die Sehnsucht, die jeder Kindheit innewohnt

Jan Koneffke · «Paradiesgarten» nennen die Leute das Viertel nahe der stinkenden Kläranlage, in dem Lars aufwächst. Von einem Paradies hat die Siedlung freilich gar nichts an sich. Hier herrschen prekäre Verhältnisse, in psychischer wie materieller Hinsicht. Lars' Vater etwa, vor der Geburt der Kinder eine Art Amateur-Collage-Künstler, verdient sein Geld mit dem Verkauf von Schnürsenkeln und fristet damit, im wohlhabenden Dänemark der achtziger Jahre, erkennbar eine Randexistenz. Die Zärtlichkeiten, die er und seine Frau den Kindern spenden, sind eher grober Natur, doch zweifellos ein Fortschritt gegenüber dem, was sie bei ihren eigenen Eltern erfahren haben, mit denen sie inzwischen auf Kriegsfuss stehen. Und ebenso sicher geht es Lars und seinem Bruder zu Hause immer noch besser als anderen Kindern im Viertel, die von ihren Vätern nach Strich und Faden verprügelt werden.

Poesie kindlicher Sehnsucht

Überhaupt ertränken die Bewohner des «Paradiesgartens», der in Wahrheit «Paradiesäpfelgarten» heisst – «aber irgendwie», kommentiert der vorpubertäre Held, «interessierte sich niemand für die Äpfel» –, gern ihren Frust und ihre Wut in Gewalt. Die verkommene, rigide Erwachsenenwelt spiegelt sich im Verhalten der Kinder wider. Bei der Beschreibung dessen, was sie einander und sich selber antun, erspart Morten Ramsland dem Leser nichts. Ob Lars und seine Freunde mit Kröten Tennis spielen, lebende Hasen in die Gefriertruhe sperren, ins Bier ihrer Väter pinkeln oder ekelhafte Speisen anrühren, die sie selbst um die Wette verschlingen, bis sie sich auf den Teller übergeben – dies alles schildert der Autor so drastisch, dass einem bisweilen übel werden kann.

Und doch bleibt der Leser bei der Stange, selbst wenn Lars und seine Freunde die kleineren Kinder in einem fort verhauen, um wiederum von den grösseren Jungs in einem fort verdroschen zu werden, als wollten sich alle rechtzeitig auf ihr bevorstehendes Leben im «Paradies» des *survival of the fittest* vorbereiten. Es ist nicht nur die Wahrhaftigkeit dieser von Ulrich Sonnenberg so präzise wie flüssig übersetzten Prosa des 1971 geborenen dänischen Schriftstellers, nicht nur die erkennbare Sympathie des Autors für seinen kleinen, halb verwahrlosten Helden, die zum Weiterlesen verführt. Was den Leser letztlich in Bann schlägt, ist die Poesie kindlicher Sehnsucht nach ehrlicher Freundschaft, gelebter Nähe und erfüllter Liebe. Noch zwischen den Schilderungen kruder Verwahrlosung und verzweifelter Hilflosigkeit scheint diese Sehnsucht immer wieder auf.

Das liegt nicht zuletzt daran, dass Ramslands Sprache sich dem Bewusstsein seines jungen Erzählers fast mimetisch anschmiegt. Der Autor hat die Form des Episodenromans gewählt, der nicht nur in scheinbar naiven Sätzen, sondern auch in knappen Kapiteln voranschreitet, aus denen sich erst nach und nach ein grösserer Erzählzusammenhang ergibt. Denn seine Welt zu übersehen, ist dem Helden noch versagt. So gelingt es dem Autor erstaunlich gut, in die Verästelungen der kindlichen Vorstellungswelt, das halbbewusste Wissen, die verschattete Wahrnehmung hineinzukriechen, und nur an wenigen Stellen klingt der Junge wie ein Bauchredner seines Erfinders.

Die brüchige Poesie dieses Buches beginnt schon bei den Namen, die kindliche Phantasie den Freunden und Erwachsenen verliehen hat und die zumeist ein Attribut enthalten, das sie kennzeichnet, wenn nicht stigmatisiert. Die Nachbarskinder heissen Peter Pan, Olsenbande-Kjeld oder Brillen-Bo, der eine Zahnspange tragende Bruder wird von Lars ausnahmslos «Überbiss» genannt, und der behinderte Nachbarsbub taucht in seiner Erzählung nur als «Spasti» auf. Die Namen changieren zwischen der kindlichen Lust, Dinge und Menschen eigensinnig zu bezeichnen, und den gesellschaftlichen Hierarchien, die sie übernehmen. Lars wiederum kann seine Welt nur deshalb erzählerisch ordnen, weil er bereits halb aus der rigiden Ordnung herausgefallen ist. Wenn er sich aufregt, bricht er in scheinbar sinnloses Gebrabbel aus. «Mutter hielt mir den Mund zu, um mich zur Ruhe zu bringen. (. . .) ‹Darf! Dit! Dargardormal! Mamudit!› Sie hielt die Hand fester vor meinen Mund. ‹Hurk›, sagte ich.» Selbstredend werden ihm seine Worterfindungen als fehlerhaftes Sprechen ausgelegt, und er wird gezwungen, eine Logopädin aufzusuchen. «Aber jedes Mal, wenn ich hörte, dass es meine Wörter nicht gab, benutzte ich sie umso lieber.»

Nähe und Gewalt

Schon der Titel des Buches, «Sumobrüder», steht für Ramslands Poesie der grausamen Unschuld und unschuldigen Grausamkeit. Wo sie miteinander ringen – und sie tun es bezeichnenderweise nackt –, schlägt die körperliche Gewalt der Jungen in brüderliche Nähe um und die Nähe wieder in Gewalt. Das Sumo-Ringen wird zur Metapher für die verkehrte Gestalt des ersehnten richtigen Lebens. Wie sollten es die Kinder auch besser wissen, wenn die Erwachsenen einander zur Liebe zwingen wollen, wie der Grossvater, der seinen Enkel halb mit Süssigkeiten lockt und dann, als er sich weigert, die kranke Grossmutter zu besuchen, mit dem Auto verfolgt und beinahe überfährt.

Und doch gibt es in diesem «Paradiesgarten», der halben Hölle, auch Anzeichen von Hoffnung. Lars, der sich von seinem Vater nicht genug geliebt fühlt und deshalb annimmt, er sei gar nicht sein wahrer Erzeuger, stellt fest, dass sein Verdacht nicht zutrifft. Auch der depressive Vater, der stundenlang wie gelähmt auf dem Fussboden liegt, erholt sich langsam, indem er sich wieder mit Collagen beschäftigt. Und der neue Lehrer widerspricht der Ansicht, Wörter, die es nicht gibt, seien falsch. «Was macht er denn?», fragt Frode, als die Mädchen in der Klasse Lars verpetzen. «‹Wörter sagen, die es nicht gibt.› ‹Wenn er sie sagt, dann gibt es sie doch auch, oder›? ‹Aber es sind falsche, es gibt sie nicht wirklich.› ‹Wie wirklich›?, fragte er.» So verliert am Ende das Paradies etwas von seiner erdrückenden Wirklichkeit.

Morten Ramsland: Sumobrüder. Aus dem Dänischen von Ulrich Sonnenberg. Schöffling-Verlag, Frankfurt am Main 2011. 318 S., Fr. 28.50.

Alles so schön bunt hier

Das Hauptportal des Basler Münsters

Axel Gampp · Seit einiger Zeit wird das Basler Münster forschungsmässig aus einem langen Dornröschenschlaf wachgeküsst. Ein erster Kuss galt schon vor Jahren der romanischen Galluspforte, der folgende trifft das Hauptportal. Den Titel «Himmelstür» trägt eine kleine Ausstellung wie die grosse Monografie. Unter der Ägide des in Weimar lehrenden Kunsthistorikers Hans-Rudolf Meier und seiner Basler Kollegin Dorothea Schwinn Schürmann hat sich ein hochkarätiges Autorenteam ganz unterschiedlicher Aspekte angenommen, von der geografischen Einbettung zur ikonographischen Deutung, von stilistischen Fragen bis zu Untersuchungen des Baumaterials. Zwei Punkte sind besonders hervorzuheben. Zum einen: Dem grossen Portal war eine zum Platz hin offene Eingangshalle vorgelagert, die einen mehrteiligen Figurenzyklus aufnahm. Eine vergleichbare, jedoch etwas später entstandene Situation ist heute noch am Münster von Freiburg i. Br. zu sehen. Nachdem die Halle beim Erdbeben 1356 zerstört worden war, haben nur zwei Figuren an die Fassade zurückgefunden: der Verführer und eine törichte Jungfrau. Der andere Punkt betrifft die Farbigkeit. Diese Frage bewegt seit einiger Zeit die Mittelalterforschung. Für das Basler Münsterportal lässt sich nachweisen, dass den grüngrundigen, floralen Motiven im Gewände orangefarbene Blüten aufgesetzt waren. Im Weiteren alternierten Orange und Rot als Hintergrund, von dem sich die vielen jubilierenden Engel mit ihrem reinen Weiss deutlich abhoben. Auch der Verführer trug ein grünes Gewand mit orangefarbenem Übermantel, die kokette «törichte Jungfrau» unter ihrem grünen Mantel ein apartes weisses Kleid mit roten Tupfen gegen den Saum. Dem mittelalterlichen Gläubigen sind ob so viel farbiger Sinnlichkeit wohl nicht nur die Augen erregt worden.

Hans-Rudolf Meier und Dorothea Schwinn Schürmann (Hg.): Himmelstür. Das Hauptportal des Basler Münsters. Schwabe-Verlag, Basel 2011. Im Museum Kleines Klingental läuft die gleichnamige Ausstellung bis 22. April 2012.